

Betsy : eine Geschichte von Napoleon auf Sankt Helena

Autor(en): **Régis, Roger**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **47 (1943-1944)**

Heft 4

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662772>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

deutet hat, und an Formen auf einem Blatt Papier. Formen — Bewegungen — hier lagen sie vor ihm in der Natur, und sie begannen, auch in ihm Klänge auszulösen, wunderbare Klänge, ein Lied zu singen von göttlicher Ordnung, himmlische Musik — ganz leise und zart. Und diese

hätte ihn vielleicht ein Stück seines Weges begleitet. — Kann so etwas in Wirklichkeit geschehen? Das wäre schön! Dann müßten ja alle meine Zweifel weichen, und meine Bemühungen bekämen einen Sinn.

Theo Wiesmann

Sunne

Mängs Plägl lüt am Sunnebort,
und d'Wärmí fáhlt em glích.
Mängs Stüblí ísch nu munzig chlí
und macht doch groß und rísch.

Eb d'Sunne mag í d'Teufí gu
und nüd nu usse draa,
eb ds Stüblí hell und frúnlt ísch,
uf das chunnts allweg aa.

Und ds Teufsch, das ísch dís eíqí Herz,
wänn dethí d'Sunne mag,
dá ísch es recht, und Wärmí hesch
am allertrübschte Tag!

D. Rundert.

Betsy

Eine Geschichte um Napoleon auf Sankt Helena. Von Roger Régis

Ali hielt die Steigbügel, um seinem Herrn in den Sattel zu helfen. Trotz seines vorzeitigen Embonpoints schwang sich Napoleon ohne Mühe hoch. Er zählte damals 46 Jahre. Auch der Admiral Coöburn, der General Bertrand und der Mameluck bestiegen ihre Pferde, um nach Jamestown zu reiten, der Hauptstadt und dem einzigen Hafen von Sankt Helena. Aber der Kaiser zögerte. Ohne sich zu bewegen, betrachtete er lange Zeit das seltsame Plateau inmitten der Insel, die sein Gefängnis werden sollte.

Am Morgen des 15. Oktober 1815 war er von der „Northumberland“ an Land gegangen. Man hatte ihn für die erste Nacht in einem bescheidenen, möblierten Haus untergebracht, in der Pension Porteous, wo er schlecht geschlafen hatte und wohin bei Tagesanbruch Coöburn, der Kommandant der englischen Flottille, die den illustren Gefangenen hieher gebracht hatte, gekommen war, um diesem den Besuch von Longwood vorzuschlagen. Um der Neugier der Bewohner zu entgehen und auch, um die freie Luft zu atmen, hatte Napoleon angenommen.

Die vier Reiter waren nunmehr auf schlechten Straßen und Gebirgspfaden unterwegs. Sie hatten Höhen erklettert, waren Abgründe entlang hingeritten und endlich auf das ein wenig hügelige Plateau gelangt, wo zwischen mageren Bäumen die Gebäude einer kleinen Farm in rötlichem Ocker, schieferbedeckt, sich erhoben.

Diese Gebäude ließ man soeben renovieren, neu streichen und möblieren, denn sie sollten der letzte Aufenthalt eines Kaisers sein.

„Es ist gut!“ sagte dieser.

Aber ohne etwas von seinen Gefühlen erraten zu lassen, schickte er seine Blicke rundum. Dort, jenseits von Longwood; Täler, Berge und das Meer, überall nur das Meer.

„Weiter!“ sagte er endlich.

Und die kleine Kavalkade nahm ruhigen Schrittes den Weg nach Jamestown wieder auf. In der Stille hörte man nichts als den Hufschlag der Pferde auf den Steinen. Napoleon träumte vor sich hin. Er hatte sich mit seinen treuen Freunden Bertrand, Gourgaud, Montholon, Las Cases, die ihm ins Exil gefolgt waren, schon in



Porträt

Longwood einrichten wollen, hatte die kleinliche Überwachung Hudson Lowes nicht mehr lastend verspüren wollen, die reine Luft frei atmen und seinen neuen Wohnsitz nach seiner Phantasie gestalten wollen. Wie lange würde er noch warten müssen? Wie lange noch in der Pension Porteous bleiben müssen, der einzigen Herberge der einzi-

gen Straße von Jamestown, die er mit Schrecken bezogen hatte?

In diesem Augenblicke hielt er mit plötzlicher Geste sein Pferd an. Zu seiner Linken grub sich ein bezauberndes Tal hin, eine Art irdischen Paradieses inmitten der wilden Dürre der Berge. Lorbeer- und Zitronenbäume, Palmen, Gärten,

blumige Terrassen, die Europas Flora mit exotischen Gewächsen mischten — und mitten darin ein großes Landhaus, das von einem Pavillon flankiert wurde.

„Seht“, rief Napoleon, „wie das der Szenerie von ‚Paul und Virginie‘ gleicht! ... Wie heißt dieser Besitz?“

Der Admiral zögerte. Wie viele andere, war auch er von einer mysteriösen Sympathie für diesen Kaiser ergriffen worden, der sich so einfach gab, so sehr bonhomme, so völlig anders als man sich das vorstellen konnte. Er erinnerte sich endlich der Mitteilungen, die man ihm gemacht hatte und erklärte:

„Dieser Besitz nennt sich ‚The Briars‘, was so viel besagen will wie ‚Die Heckenrosen‘, die Eglantinen, weil es ringsum davon die Hülle und Fülle gibt!“

„Und wer wohnt hier?“

„Mister William Balcombe, Lieferant der Ostindischen Kompagnie, und seine Familie.“

„Könnte ich ihm einen Besuch abstatten?“

„Mister Balcombe würde sich gewiß sehr geehrt fühlen!“

Napoleon lenkte sein Pferd der Dase zu. Die anderen folgten. Man kam bis zu der sandigen Allee, die um das Haus lief, ohne einer lebenden Seele zu begegnen. Der Kaiser stieg ab und scherzte:

„Das ist vielleicht das Schloß des schlafenden Dornröschens!“

Eine junge Stimme, eine lachende Stimme sprudelte aber aus dem in Schatten getauchten Vestibül hervor:

„Nein, nein — ich schlafe nicht! Da bin ich!“

Und im Rahmen der Eingangstüre erschien ein junges Mädchen, fast noch ein Kind, blond, mit zerzausten Haaren, blauen Augen und einem roten Puppenmund. Sie war ihren Formen und ihren weiblichen Reizen nach ein junges Mädchen, dem Alter — 14 Jahre — und ihrer kurzen Joppe, ihren weißen Pantalons, die von Spangen zusammengehalten wurden und ihrem Niederchen nach, das eine Halskrause abschloß, noch ein Kind.

Ohne daß eine Verlegenheit an ihr sichtbar geworden wäre, schritt sie dem unerwarteten Besucher entgegen, verneigte sich und sagte:

„Ich bin Betsy Balcombe, zu dienen, mein Herr Franzose!“

Sofort gefangen von dieser heiteren Anmut und dieser kühnen Schelmerei, ergriff Napoleon die Hand Betsys, küßte sie feierlich und erwiderte:

„Alle meine Komplimente, mein Fräulein! Sie haben erraten, daß ich aus Frankreich kam, und Sie haben mich in einem fehlerlosen Französisch willkommen geheißen! Nichts konnte mir angenehmer sein! Und jetzt raten Sie ein wenig, welcher mein Name sein könnte!“

Betsy betrachtete den Sprecher, der eine Uniform trug, die sie nicht kannte: die grüne Uniform der Gardejäger. Hinter dem unbekanntem Reiter gab ihr Coxburn stumme Zeichen, die das junge Mädchen aber nicht bemerkte. Man schwieg und wartete. Endlich sagte Bertrand:

„Seine Majestät, der Kaiser!“

Wie alle Bewohner der Insel wußte auch Betsy, daß der Verbannte am Morgen in Jamestown gelandet war. Aber wie erraten, daß dieser kleine, dicke Mann mit dem bleichen Gesicht, der sie als eine Person von Stand nahm, Napoleon wäre? Ohne Respekt rief sie:

„Also Boney — das sind Sie?“

„Boney“ war der Spitzname, den die Engländer ihrem Gegner gegeben hatten, wenn sie ihn in ihren Karikaturen unter dem abscheulichen und lächerlichen Bilde eines Menschenfressers mit langen Zähnen darstellten.

„Oh!“ rief der Admiral entsetzt.

„Oh!“ rief Bertrand, ärgerlich.

„Laßt sie doch!“ unterbrach Napoleon. „Sie sagt, was sie denkt, diese Kleine! Sie ist freimütig! Sie amüsiert mich!“

Und dem jungen Mädchen sich zuwendend:

„Vielleicht glauben Sie, daß Boney Sie nun lebend auffressen wird? Aber ich hoffe, Sie sind beruhigt! Boney findet Sie köstlich und legt Ihnen seine Huldigung zu Füßen!“

Unterdessen war, von einem Sklaven der Pflanzung eilig verständigt, die ganze Familie Balcombe herangekommen: William Balcombe, ein großer, blonder Mann mit dem roten Gesicht eines Bonbivant; seine Frau, eine kleine, bescheidene Person, seine ältere Tochter Jane, die braun war, trüg und tölpisch, und 16 Jahre zählte —

und seine beiden letztgeborenen Knaben im Kindesalter.

Schon erobert, auch er, verbeugte sich Mister Balcombe:

„Möge Eure Majestät doch geruhen, einzutreten!“ sagte er. „Dieses Haus wird Eurer Majestät gehören, solange Eure Majestät genehm sein wird, zu bleiben!“

Er wußte es nicht besser zu sagen. Er ahnte nicht, daß „The Briars“ den Vorzug haben sollten, zwei Monate lang den großen Besiegten zu beherbergen. Und dies nicht nur, weil ihn dieses glückliche Tal anzog, sondern auch wegen der Anmut eines Lächelns; des Lächelns von Betsy — des letzten Lächelns, das dem Kaiser galt.

*

Auf die wiederholte Einladung Balcombes hin richtete sich Napoleon am gleichen Tage wirklich in dem Pavillon unweit des Landhauses ein. Man brachte ihm sein Bett und die Gegenstände seines persönlichen Gebrauchs dahin. Er blieb allein. Wegen Platzmangel blieben seine Begleiter in Jamestown wohnen, kamen sie täglich die Distanz von einer Meile zu den Briars herauf. Nach der Pension Porteous und den neugierigen Leuten dort war dies für Napoleon die Ruhe, die Stille, eine Art Unabhängigkeit; ein Offizier und zwei britische Sergeanten bildeten die einzige, unauffällige Bewachung des Gefangenen.

Dieser verließ jeden Morgen sein Zimmer und durchschritt den Garten von Balcombe. Er nahm mit denen, die gekommen waren, um ihm Gesellschaft zu leisten, das Frühstück in einer Laube, dann befiel er Las Cases zurück und begann zu arbeiten. Er diktirte. Schon an Bord der „Northumberland“ hatte er den Bau seines unsterblichen „Memorial“ begonnen. Hier setzte er ihn fort. Am Ende des Nachmittags unternahm der Kaiser mit dem einen oder anderen seiner Vertrauten einen Spaziergang. Das Abendessen folgte, und den Abend verbrachte man im Gespräch oder beim Kartenspiel.

Aber für Betsy war ein Ja oder Nein des Kaisers das Ereignis des ganzen Tages.

Sie hatte ihn im ersten Augenblick mit dem unehrerbietigen Namen „Boney“ begrüßt. Sie

wagte nun nicht mehr, ihn anzuwenden. Die Aureole Napoleons, sein Ruhm, die Legenden des Kaiserreichs: alles das hatte sie mit einem Schläge geblendet. Und sie bewunderte nun den großen Mann mit der Glut und dem Enthusiasmus der Jugend. Aber sie beklagte auch seinen Sturz. Bewunderung, zu der sich Mitleid gesellte, entzündeten in dem jungen Herzen dieses Mädchens so etwas wie Liebe. Sie ahnte nichts davon und sollte niemals etwas davon ahnen. Und doch war es eine Flamme der Liebe, die in Betsys azurnen Augen brannte, wenn sie ihn ansah oder wenn sie mit ihm sprach. Da aber ihr kleines Herz noch das eines Kindes war, trat ihre Liebe in verdoppelter Schelmerei zutage.

Betsy verfehlte niemals eine Gelegenheit, um mit ihrem großen Freunde Streit zu suchen und ihn zu necken. Sie beraubte ihn seiner Papiere, versteckte ihm Tabatière, jagte einen Hund, der triefnaß aus dem Wasser kam, dem Kaiser zwischen die Beine, nahm ihm den Degen, bedrohte ihn damit und belustigte ihn auch durch die Behauptung, die Franzosen äßen Frösche.

Der Kaiser lachte. Er war von diesen Kühnheiten entzückt und, mehr Kind noch als dieses Kind, erwiderte er diese Neckereien durch andere Neckereien. Sein Vaterherz erinnerte sich dessen, der in Wien sich nach ihm sehnte. Er suchte die Illusion der Gegenwart des „Königs von Rom“ bei den jungen Brüdern Betsys, die er auf die Knie nahm, ja, zu der er manchmal sagte:

„Du bist meine Tochter! Eines Tages werde ich dich verheiraten!“

Das junge Mädchen protestierte und erklärte, daß es nicht wünsche, verheiratet zu werden. Aber der Kaiser beharrte. Und als eines Morgens der Sohn von Las Cases, der junge Emanuel, der die Jahre Betsys hatte, mit dieser allein war, rief Napoleon, der überraschend aufgetaucht war:

„Nun habe ich euch, ihr Liebesleute! Vorwärts Emanuel — umarme deine kleine Braut!“

Betsy aber wich verdrossen zurück. Der Kaiser nahm sie daraufhin bei den Händen, während der junge Mann, rot vor Verwirrung, seine Lippen auf die Wange der Gefangenen drückte. Jedoch, kaum befreit, stürzte sich Betsy auf Emanuel und ohrfeigte ihn.

„Oh!“ bemerkte der Kaiser. „Warum hast du das getan? Du liebst ihn also nicht?“

Worauf Betsy nicht antwortete und weinend davonlief. Konnte sie es wissen, die Unschuldige, daß der, den sie liebte, ein anderer als Emanuel war?

*

Unterdessen waren die Arbeiten in Longwood fertiggestellt worden. Man hatte dort oben alles bereit gemacht, um den Verbannten und sein Gefolge aufzunehmen. Das Landhaus der Balcombe, der Garten, das blumenvolle Tal wurden am 8. Dezember 1815 verlassen, der Kaiser bezog das unwirtliche, kahle, windüberfegte Plateau, wo er aber einen gewissen Hof halten und Hudson Lowe, der ängstliche Gouverneur, eine richtige Überwachung organisieren konnte.

„Wir werden uns wiedersehen!“ sagte Napoleon zu Betsy. „Du wirfst mich, so oft du nur willst, besuchen!“

„Ich werde gewiß kommen!“ antwortete das junge Mädchen, seine Trauer verbergend.

Tatsächlich kam Betsy wiederholt nach Longwood. Ach, dort oben war nichts von der angenehmen Intimität der Briars gegeben. Niemals sah sie sich mit dem großen Manne allein. Sie wagte nicht mehr zu scherzen und ihn zu necken.

So vergingen Monate.

Mittlerweile wurde William Balcombe zum Generalschatzmeister von Neusüdwales ernannt. Er verließ mit seiner Familie Sankt Helena, fuhr zuerst nach London und schiffte sich dann nach Australien ein. Betsy befand sich dort, am Ende der Welt, als sie vom Tode Napoleons erfuhr.

Sie weinte. Ja, sie mußte weinen, aber im Verborgenen. Wer um sie herum hätte ihren Schmerz verstanden?

Sie schrieb an eine ihrer alten Freundinnen aus der Kinderzeit und erbat ein Andenken an den Toten. Sie erhielt Stecklinge von der Trauerweide, die das Grab Napoleons überschattete.

Und das Leben ging weiter. Und der Schatten des Vergessens umhüllte die, die durch ihr Lächeln einst eine letzte Tröstung dem Riesen geworden war, den der Blick getroffen hatte.

*

In den ersten Monaten des Jahres 1840 lebte in London ein junger Franzose von 32 Jahren; elegant, galant und ein wenig närrisch, der nur an das Vergnügen zu denken schien. Da er ein Sohn der Königin Hortense war, hatte man eine Zeitlang an politische Bestrebungen dieses jungen Mannes gedacht.

War er es nicht gewesen, der im Oktober 1836 die Garnison von Straßburg zu einer Erhebung gegen die Regierung Louis Philippes zu bewegen versucht hatte? . . . Aber nach dem Fehlschlagen der Unternehmung war er nach England geflüchtet. Die schöne Harriet Howard — von anderen Schönen zu schweigen — beschäftigte damals sein unbeständiges Herz.

Eines Tages sagte ihm ein Freund:

„Wollen Sie einer Frau begegnen, die den Kaiser auf Sankt Helena gekannt hat?“

Bereitwillig nahm er an. Der Freund führte den Prinzen in ein schlichtes Haus auf dem Portman Square und stellte ihm eine Witwe vor, Mrs. Abell, die schöne, blonde Haare unter einer Haube von schwarzen Spitzen und einen Körper, der geschmeidig und wohlgestalt geblieben war, unter schwarzer Kleidung verdeckte. Diese noch sehr hübsche Witwe von 39 Jahren, Mrs. Abell, war die wiedergefundene Betsy.

Welches Schicksal hatte sie hierher geführt? In Australien verheiratet, hatte sie bald ihren Gatten verloren, der sie mit einem Töchterchen zurückließ. Ihr Vater und ihre Mutter waren tot. Ihre Schwester und ihre Brüder lebten in aller Welt verstreut. Endlich, im Besitze eines kleinen Vermögens, hatte Betsy mit ihrem Kinde London erreicht und Portman Square nur einmal verlassen, sagte man, um der Heimbringung der Asche des Kaisers in Paris beizuwohnen. Aus einem Fenster der Champs-Élysées hatte sie den ergreifenden Zug geschaut und, wie sie meinte, zum letzten Male „Vive l'Empereur!“ rufen gehört. Dann hatte sie schnell wieder das Schiff genommen.

Und nun verneigte sich der Prinz Louis Napoleon vor ihr, der Nefte, der Erbe der Bonaparte.

Er fragte sie über ihre Kindheit auf Sankt Helena aus. Und sie erzählte und vertraute ihm alle Geheimnisse der Jugend an, sie zeigte ihm die Erinnerungsgaben, die ihr der große Mann gereicht

hatte; eine Bonbonnière, Porzellanvasen, einen Ring, den ein N in Diamanten zierte. Sie sagte alles. Der Prinz hörte sie an, aufgestört und aufs neue die kühnen Pläne überdenkend, die ihn seit je verfolgt hatten. Und als sie sich trennten, als

der Prinz ihr zeremoniös die Hand küßte — wie jener andere! — da war es das seltene Vorrecht Betschs, nach der Huldigung Napoleon I., die Huldigung jenes Mannes entgegenzunehmen, der Napoleon III. werden sollte.

Im Novämber

's isch eifach niene gmüetli,
Es dunkt eim niene warm.
Vorusse chunt 's cho schnye,
Und 's Dorf ischt läär und 'arm.

Wer früürt, möcht hinder d'Schybe,
A Ofen und as Füür,
Und wer mues dusse blybe,
Findt 's Läbe hert und tüür.

Was ruuscht au über d'Dächer?
Sind's Vögel? Gohd der Wind?
Wer weiß, öb's nüd arm Seele
Im Flug is Fäkfüür sind.

Kei Sunnestrahl mag vüre,
's ischt alles gro und blind.
«Wo ischt der Wäg i Himmel?»
Frogt neimewo äs Chind.

Am beschte zündt me d' Lampe
I syner Stuben a
Und lot sy Seel lo schwyge,
Wil niemert hälfe cha.

Otto Hellmut Lienert.

Novemberabend

Von Josef Maria Camenzind

Der Späthherbst regiert das Land. Nebel-
schwaden streichen den Berglehnen entlang. Ich
wandere dorfauswärts. Unter meinen Füßen ra-
schelt das dürre Laub. Irgendwo krächzt ein
Rabe. Mein Blick streift den nahen Garten. Ah,
dort drüben neben dem umgespateten Beet sitzt
der Krächzer. Nun ist er meiner ansichtig gewor-
den. Er erhebt die Schwingen, hüpfst in die Höhe
und fliegt davon, dem nahen Buchenwald ent-
gegen. Sein Flügelschlag hat wohl die Luft be-
wegt, unmerklich scheinbar und doch plötzlich den
Augen sichtbar, denn auf einmal recken sich die
Rosenranken, an denen erst noch wie ein letzter
Gruß des Sommers eine Rose glutete, einsam
zum Himmel. Die Rose zerbrach unter dem lei-
sen Lufthauch des Vogels. Lautlos fielen ihre
Blätter zu Boden, und nun liegen sie dort reglos
gleich roten Blutropfen, dem Staub und der
Verwesung übergeben.

Ich schreite sinnend weiter. Der Tod geht um,
gewalttätig auf den Schlachtfeldern der Erde.

Meine Nachbarin hat letzte Woche Kunde davon
erhalten. Drei ihrer Neffen sind im Osten ge-
fallen, in einer einzigen Schlacht, mit Tausenden
und Abertausenden gefallen, verblutet, gestorben.

Ich schreite sinnend weiter. Der Tod geht um
auch hier im friedlichen Land, weniger gierig,
weniger gewalttätig vielleicht als drüben im
Osten, aber er geht um. Der Friedhof oben an
der Berglehne kündet es, und fast jede Woche
künden es die Totenglocken weithin übers Land.
Heute morgen schlich er sich drüben am Hang in
die windschiefe Hütte und holte sich eine zweiund-
sechzigjährige Mutter. Ich war am Vormittag
bei der Toten. Menschen, die ausgelitten haben,
ziehen mich immer mit einer geheimen Gewalt
an. Sie sind ja die Wissenden, wir sind erst die
Ahnenden.

Ich trat in die arme Kammer. Auf der arm-
seligen Ruhstatt, mehr Schragen als Bett, lag
die Tote ausgestreckt, hingeschwemmt wie ein vom
Meer ans Ufer geworfenes Strandgut. Die kur-